

Das Treppenhaus

Autor(en): **Chappuis, Edgar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 50

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649329>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Treppenhaus.

Von Edgar Chappuis.

Ein schmutziger, halbdunkler, immer überlirrender, gewundener Schlauch ist das Treppenhaus der gewaltigen Mietskaserne im Arbeiterviertel der Großstadt. Tag und Nacht herrscht darin fast unaufhörlich Lärm, der sich bald in Reifen und Brüllen, bald in rohem Gelächter oder jämmerlichem Weinen kundgibt. Die arme, gequälte Seele dieses traurigen Menschenbehälters gibt sich in ihm kund und kommt nicht zur Ruhe, weil des Alltags Not und Plage sie zu erdrücken droht.

So ein Treppenhaus läßt tiefe Einblicke in die Einzelschicksale der Bewohner tun, Freud und Leid quillt in ihm zusammen und was der Tag bringt, vermischt sich zum Lied der Arbeit und des Lebenskampfes, das in seiner furchtbaren Größe gewaltig, ja oft erschütternd wirkt.

Es ist zehn Uhr vormittags. Die erwachsenen männlichen Hausbewohner sind längst an die Arbeit gezogen und nur Frauen und Kinder erfüllen das Haus, aus dessen geöffneter Türe Menschen- und Staub hervorquillt und sich auf der Straße mit dem Rauch der vielen Fabriken vermischt. Da schreitet mit müdem, schwerem Schritt ein Mann die fünf Treppen herauf, die zur Dachwohnung führen, welche von einem in kümmerlichen Verhältnissen lebenden kleinen Angestellten mit seiner zahlreichen Familie bewohnt wird. Er klopft an die Türe. Die Frau, die eben daran war, die Windeln des kleinsten, zappelnden und schreienden Kindes zu waschen, öffnet erschreckt, denn jeder Fremde, der bei ihnen anpocht, verursacht der armen Seele Angst, da von draußen bisher noch selten etwas Gutes und Erfreuliches ins Haus kam. Der Gerichtsvollzieher steht mit unerschütterlicher Amtsmiene vor ihr und verlangt Eintritt in die Wohnung, um so viel wie möglich Pfänden zu können, weil nur auf diese Weise noch etwas zu erlangen ist. Die arme Frau schlägt jammernd die Hände über dem Kopf zusammen. Pfänden? Aber was, um Gottes willen? Wo sie selber kaum mehr ein dürftiges Nachtlager haben? Der Mann sucht sie zu beschwichtigen und tritt entschlossen ein. Hinter der wieder geschlossenen Wohnungstüre hört man das Klagen der Frau, das Zetern der Kinder und die bestimmte Stimme des Mannes, der nur seines schweren und gewiß auch für ihn freudlosen Amtes walten muß. Nach einer Weile werden die schweren, müden Schritte neuerdings auf der Treppe hörbar. Der Gerichtsvollzieher hat seine Pflicht getan. Wenn der kleine Beamte abgearbeitet aus dem Kontor kommt, vernimmt er die traurige Botschaft des neuen Leides, welches über seine Familie hereingebrochen ist.

In der folgenden Nacht, gegen 2 Uhr, es ist erst vor kurzem ruhig geworden, ertönt auf einmal lautes Geschrei, dem hastiges, aufgeregtes Rennen im zweiten Stock folgt. Schritte hüpfen schnellfüßig zur Haustüre, dann hört man nichts mehr, als von Zeit zu Zeit einen gellenden Schrei, der in der Stille der Nacht doppelt scheußlich und erschreckend wirkt. Nach einer Viertelstunde ist wieder ein leises Gehen im Hausflur bemerkbar, oben im zweiten Stock wird leise gesprochen, herumgegangen und nach einiger Zeit erklingt ein kleiner, heller, durchdringender Schrei neuen Lebens, das soeben eingekehrt ist. Das 30. Kind in der



Das Familienalbum der Erbsippe Wong.

Die Frau des Räubers Kung-Tschang. Als ihr Mann von ihr fortzog, kehrte sie wieder ins Vaterhaus zurück. Dort führt sie das freudlose Leben jener Frauen, die ihren Mann verloren haben. Obwohl er noch lebt! Aber sein Name darf vor den Eltern nicht genannt werden. Das Bild zeigt die Küche eines einfachen chinesischen Fischerhauses.

Mietskaserne ist geboren worden und wie der Tag fahl durch schmutzige Fenster scheint, schauen ihn zwei dunkle, fragende Augensterne verwundert an, als fragten sie, was er wohl alles an schwerem Schicksal bringen werde.

Tag aus, Tag ein bietet das Treppenhaus andere düstere Bilder des armseligen Lebens. Nur selten dringt ein Strahl der gütigen Sonne lichtbringend und erhellend in den dunkeln, gewundenen Schlauch, und dennoch birgt er zahlreiche Menschenleben, die ebensolch gutes Unrecht auf Freude und Sonnenschein haben, wie ihre glücklicheren Mitmenschen.

Wenn sich die Schatten der Nacht über das Treppenhaus gesenkt haben, wirkt dieses noch unheimlicher als am Tage. Dann hört man oft schauerliche Flüche, wilde, unartikulierte, fast tierische Schreie betrunkenen, heimgekehrter Männer, die in ihre Familie das Entsetzen hineinbringen. Frauen werden gepeinigt, Kinder geschlagen, die Hölle im Kleinen scheint losgelassen. Und von Zeit zu Zeit folgt diesem ausgelassenen Zeichen eines wüsten Lebens ein stiller Zug: zwei Männer, die einen schwarzen Sarg stolpernd die vielen Stufen heruntertragen und den armen Bewohner der nie zur Ruhe kommenden Mietskaserne zu seiner letzten und nun ewig dauernden Ruhe geleiten, wo er des Lebens schweres Leid vergessen wird. Dem Sarge nach schleppen sich weinende, schwarzverhüllte Gestalten, trauernde Angehörige, die der Stütze der sorgenden Mutter oder des geliebten Kindes beraubt sind und deren Leben fortan noch ärmer und elender wird.

Aber auch Lichtseiten weist das schicksalsreiche Treppenhaus auf, denn es gibt keinen Schatten ohne Licht.

An einem strahlenden Maimorgen hält ein Wagen vor dem Hause und nun wird der neue, schmutze Hausrat eines glückstrahlenden Hochzeitspärchens die Treppen hinaufgetragen. Der Mann, ein junger, fleißiger und geschickter Arbeiter, sieht aus klugen Augen zu und hilft tüchtig mit; die junge Frau, ein blutjunges, rosiges Ding mit einem frohen, kindlichen Lächeln in den Augen, sieht hoffnungsvoll in die Zukunft, an der Seite ihres geliebten Mannes, dem sie voller Zuversicht ins ungewisse Leben folgt. Die beiden sind noch nicht vom Leide gebeugt, sie glauben noch

an die Macht des Guten, glauben an die Kraft der Sonne und vor allem der Liebe, die es vermag, inmitten des Dunkelstrahlende Helligkeit zu schaffen. So ziehen sie vertrauensvoll in ihr neues, einfaches Heim, das die Liebe verschönt und achten nicht des nachbarlichen Lärmens und Streitens, weil sie sich gegenseitig genügen und eine Welt für sich bilden.

Das Treppenhaus der Mietskaserne in der Großstadt bietet das Bild des Lebens im Kleinen, das Bild der Armen dieser Welt, denen so wenig Platz an der Sonne gelassen wird, die sich aber oft noch durch eigene Schuld das Leben verbittern und verschlimmern, nicht denkend, daß auch in die Paläste der Reichen Not und Kummer, Sorge und Angst ihren Einzug halten können, denn „Wenn das Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“

„Seminarzyt.“*)

Von Simon Gfeller.

Gotthelf hat sein Schulmeisterbuch nicht bloß als Kunstübung und zur Unterhaltung geschrieben; er wollte der Lehrerbildung seiner Zeit aufhelfen; sie hatte es bitter nötig. Simon Gfeller hat sein Seminar-Buch auch nicht bloß zur Erleichterung seiner Leser geschrieben, wiewohl die, die auf etwas Fröhliches und Erbauliches von ihm warteten, durchaus auf ihre Rechnung kommen. Nein, sein Neuestes ist ein eigentliches Bekenntnisbuch geworden, die Fortsetzung zu seinen Kindheitserinnerungen im Buch „Drätti, Muetti u der Chlyn“. Ein Bekenntnis zur Jugend, zu ihrer Art und ihren Rechten. Aber auch ein Bekenntnis zum Erzieherberuf, dem schönsten, aber auch schwersten und verantwortungsvollsten, den es für ihn gibt.

Wer erziehen will, muß selber erzogen sein. Darum ist die Lehrerbildung eine der wichtigsten Angelegenheiten eines Kulturvolkes. Gotthelf wollte diese Erkenntnis im Berner Volke wecken. Der Erfolg blieb nicht aus. Als Simon Gfeller als „Schulmeisterlehrling“ ins Seminar trat, war der 10wöchige „Normalkurs“, in dem Peter Käser noch seine Berufsbildung holte, eine dreieinhalbjährige Seminarzeit geworden. Aber auch damals, vor 50 Jahren, war die Lehrerbildung mit allerlei Unzulänglichkeiten behaftet. Sie sollte nicht viel kosten. Man sparte an den Einrichtungen, den Lehrmitteln und nicht zuletzt an den Lehrern. Die Seminarlehrer ermangelten zumeist der höheren Bildung, ihr Wissen und Können entsprach der kleinen Besoldung. Ihre Lehr- und Erziehungskunst war nicht auf den Erkenntnissen einer wissenschaftlichen Pädagogik aufgebaut. Und doch gab es auch Berufene unter ihnen, deren Lehrtum von echtem Pestalozzigeist getragen wurde, und die den Seminaristen unvergeßliche Eindrücke hinterlassen haben.

Fünzig Jahre später setzt sich der Dichter Simon Gfeller mit ihnen auseinander. Nein, nicht eigentlich mit ihnen, den Strengen und den Gemütlchen, den Pedanten und den Großzügigen, den Jugendfeinden und den Jugendfreunden unter der Seminarlehrerschaft, sondern mehr mit dem Geist jener Zeit, ihrer Pädagogik und ihrer Methodik. Er tat es nicht in der Haltung des Anklägers, auch wenn, vom heutigen Erkenntnisstandpunkte aus gesehen, gar Mancher versagte und gar Manches anrüchig war. Zum Beispiel der Aufsichtslehrer, der mit dem Finger den Staub aufwischte an der Fenstersprosse und dem Seminaristen unter die Nase hält: „Mistfoggi du!“; der Geographielehrer, der aus purer Verfolgungslust Fallen stellt beim Repetieren und Nuller in sein Notenbüchlein schmirt; der Turnlehrer,

der aus Bosheit die Schüler im Lauffschritt herumjagt, bis sie die Zunge herausstrecken. Oder die Methode des Aufsatzlehrers, der mit seinem Schema A, a, b, c, B, a, b, c u. und seinen 24 Fehlerzeichen die Freude am Gestalten ertötet. Oder die famose Hausordnung mit den Geldbußen bei Verfehlungen, die in ihrer Summierung das arme Seminaristen Geldbeutelchen empfindlich trafen, ohne damit die überschäumende Jugendkraft auf erzieherliche Weise zu nutzen.

Nein, Simon Gfeller anerkennt auch das Gute der damaligen Seminarerziehung. Vorab die guten Erzieher, die bewußt den Paragrafenzwang des Konfesses und des Pensums loderten und die Seminaristen als junge, werdende Menschen behandelten, nicht bloß als „Zöglinge“. Er hat da dem guten Papa Glafer — siehe unseren Abdruck unten — und gar eindrucksvoll dem kunst- und jugendfreudigen Musiklehrer Hans Imbart ein dankbares Kränzlein gewunden.

Aber auch der kraftspendenden und herzerquickenden Kameradschaft, wie sie die Gemeinschaft und Schicksalverbundenheit unter Jünglingen aus sich heraus entstehen läßt, besonders in strenggeführten Konfessen, singt er ein begehrtestes Loblied.

„Seminarzyt“ ist mit seiner Fülle von Einzelheiten aus dem Seminarleben, die typisch sind und auf irgend eine Weise alle miterlebt wurden, für die vielen Tausend „Ehemaligen“ ein Erinnerungsbuch köstlicher Art. Kein Lehrer, ob vom bernischen Staatsseminar oder von irgend einer Lehrerbildungsanstalt ausgegangen, wird dieses bibliophile Kleinod in seiner Bibliothek missen wollen. Es ist ein Kunstwerk, wie alle Simon Gfeller-Bücher, voller Originalität in Sprache und Gestaltung. Und darum nicht nur genussverheißend für die „Eingeweihten“, sondern für jeden, der Sinn hat für ein Buch voll inneren Lebens, voll Anschaulichkeit und Ausdruckskraft. Es kommt bei „Seminarzyt“ noch eine gediegene Ausstattung mit einem allerliebsten, „amädeligen“ Titelumschlag dazu. Kurz, ein Buch auf den Weihnachtstisch!

H. B.

Mit Erlaubnis des Verfassers und Verlages drucken wir nachstehend eine Textprobe ab:

Liebi Zöglinge!

Drüü un es halbs Johr sy d'Seminarischte so agredt worde fäsch Tag für Tag — väterlig-fründtlig, nid wöhr? Mi sött nid meine, daß do öppis drannen usz'fäke wär. U doch het i däm Aruef für die, wo epfindligi Öhre gha hei, öppis mittönt, wo-n-es nid chönne het. „Zögling“ isch für seien e unerfreuligi, verdächtigi Wortform gfi. Rueg me numen einischt ihri Gspanen a, wo mit eren im glöche Fäbrech deheime sy, was das für ne Chläbluufewandtschaft ischt: Säugling, Weichling, Schwächling, Särling, Fürchtling, Feigling, Flüchtling, Frächling, Sträfling usw. E ganz e minderwärtigi Gfellschaft! Möü au harmloseri Gschöpf derby sy, so isch doch de meischte nid z'traue. Fäsch alne hastet öppis Unzntigs, Ungfelligs, Bercherts oder Berluederets a, öppis, wo mueß forrigiert wärde.

„Zögling“ hanget offerbar z'fäme mit Erzieh u sött drum eigetlig Erzögling heiße. Wahrschynlig lym ihm aber vom vile Bruuchen i de Seminarie d'Vorderzähng usgfalle, drum het es du im Klang das unagnähm Schmakende überhö. Billicht chunnt es au dervo här, daß i früehere Znte 's Zieh bi der Erziehung so ne wichtigi Rolle gspilt het, 's Zieh a Hooren u Öhre. 's chönnt au sy, daß me vermutet hätt, d'Seel sy mit denen Organe hungenbar fesch verwachle u chönn däwäg am ringschten u eifächsten i d'höhi glüpf wärde ...

Liebi Zöglinge! Der Hauptton isch gäng uf der erschte Silbe vom zwöute, inhaltschwäre Wort gläge — Zöglinge, was het das chönne heiße? Deppen angfährt das:

*) Seminarzyt, Chrälli u Achrälli us em Jugetzorte, von Simon Gfeller. Verlag von A. Franke u. G. Bern. Leinen Fr. 5.20.